

Kossi Efoui – Lob der Zärtlichkeit

Aus dem Französischen von Milena Adam

„Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab gen Jericho und fiel unter die Mörder; die zogen ihn aus und schlugen ihn und gingen davon und ließen ihn halbtot liegen.

Es begab sich aber ungefähr, dass ein Priester dieselbe Straße hinabzog; und da er ihn sah, ging er vorüber. Desgleichen auch ein Levit; da er kam zu der Stätte und sah ihn, ging er vorüber. Ein Samariter aber reiste und kam dahin; und da er ihn sah, jammerte ihn sein (...).“ (Lukas 10,30-33)

Im Folgenden wird berichtet, wie der Samariter dem Mann zur Hilfe kommt und für seine Versorgung und Unterkunft bezahlt, bis dieser vollständig genesen ist.

Diese Parabel erzählt Jesus einem Mann, nachdem dieser ihn fragte: „Wer ist denn mein Nächster?“ (Lukas 10,29).

„Welcher dünkt dich, der unter diesen Dreien der Nächste sei gewesen dem, der unter die Mörder gefallen war?“ (Lukas 10,36).

Mit dieser Frage endet die Geschichte.

Interessanterweise sind alle Figuren in diesem Bericht mit einem Merkmal der Zugehörigkeit gekennzeichnet – der Mörder, der Priester, der Levit, der Samariter –, mit Ausnahme des Mannes, der von Jerusalem nach Jericho ging. Vom Anfang bis zum Ende der Parabel weiß man nichts über ihn.

Man muss dem Samariter sein unfassbares Vertrauen zugutehalten, dass ihn sich so vollständig dem Zufall und dem Unbekannten aussetzen lässt; ein Vertrauen, das weit über das hinausgeht, was man gemeinhin als Selbstvertrauen oder Weltvertrauen bezeichnet.

Ihm eignet etwas Unbegreifliches. Diese dunkle Färbung gründet in seiner Verbundenheit mit dem Wissen um das Tragische: Wir befinden uns in einer Welt, in der das Schicksal (dem wir nichts entgegensetzen haben) in Gestalt einer Räuberbande auftreten kann.

Die Parabel besagt also, dass die Figur des Nächsten der völlig Unbekannte ist, über den ich vielleicht niemals etwas erfahren werde, dem jedes mir bekannte Erkennungsmerkmal fehlt. Doch was den unbekanntem Samariter und den unbekanntem Mann sofort zueinanderfinden lässt, ist das Bewusstsein, dass ihre Körper sich gleichen: Sie eint ein nackter Körper, der Körper der Geburt, der kollektiv vom Homo Erectus geerbte Körper, den jedes menschliche Kind bei der Geburt mit auf die Welt bringt. Der Körper, der sagt: Ich habe Angst, ich bin glücklich, ich bin traurig, ich bin erstaunt, ich bin begeistert, ich bin verloren, ich fühle, ich denke, ich träume, ich erinnere mich, ich liebe, ich

leide – der Körper, der sagt: ich bin. Dies ist der universelle menschliche Körper, der Allerweltskörper. Es ist der allem zugrundeliegende Körper, dem das Gleichheitsprinzip innewohnt, der Antrieb des Mitgefühls, oder, um einen zeitgemäßerem Ausdruck zu verwenden, der Empathie.

Die Gesten des Samariters sind die des Berührens und des Empfangens: Zärtlichkeit, Fürsorglichkeit; Gesten, die sich den anderen beiden Zeugen entziehen, weil sich ihre Körper ihnen entziehen, ihre Körper sind Sklaven abstrakter Zugehörigkeit: Priester, Levit ... Anstelle des Empfindens von Menschlichkeit tritt die Wichtigkeit ihrer Position oder ihre von Geburt an hervorgehobene Stellung, bis hin zur vollständigen Loslösung vom eigenen Körper, zum Bruch mit der ursprünglichen Intelligenz die allen Körpern gemein ist, untrennbar mit der Evolution selbst verbunden: dem Gespür für Seinesgleichen.

Wenn man sich an frühere Lebensgewohnheiten im Westen erinnert, gab es Zeiten, in denen die Menschen weniger wohlhabend waren als heute, und dennoch war es üblich, ein Gedeck für den Unbekannten bereitzuhalten, für den verlorenen Körper, den schutzlosen, anonymen, den Körper des Reisenden, den *Jedermann*.

Das Gegenteil des Vertrauens ist die Selbstverleugnung

In der Teilregion des Lebens, die man Menschheitsgeschichte nennt, fehlte es nicht an Versuchungen, sich von dem Gleichheitsprinzip abzuwenden.

So war es zum Beispiel, als die moralischen Autoritäten des Monotheismus, nachdem sie dieses Prinzip in Form einer allen Menschen gemeinen, nach Gottes Vorbild geschaffenen Seele verkündet hatten, sich bald schon ereiferten, das Wesen dieser Seele bei der Frau, bei dem Schwarzen und dem Inder infrage zu stellen, um schließlich bestenfalls „nicht ganz so Ihresgleichen“ aus ihnen zu machen. Die Rationalisten begründeten die Gleichheit mit dem allen Menschen eignenden Verstand – was nicht verhindern konnte, dass im neunzehnten Jahrhundert pseudowissenschaftliche Experimente stattfanden, die bei Frauen oder sogenannten „Wilden“ verminderte Intelligenz beweisen sollten. „Das Scheitern des Menschen“, hätte Imre Kertész dazu gesagt.

Beim Gleichheitsprinzip gibt es keine Möglichkeit, zu betrügen (um Interessen zu bedienen, die sich immer weiter von den Idealen, die es zu kultivieren drängt, entfernen) ohne den menschlichen Beziehungen ein Feld zu öffnen, auf dem die Gegenseitigkeit außer Kraft gesetzt ist: Das Feld der Gewalt. Was sich dort abspielt, über Verachtung und dem Gefallen an der Herrschaft hinausgehend, ist die Verleugnung der Gleichheit, das bedeutet bei genauerem Hinsehen, die Verleugnung dessen, auf das sich im Innersten das „Selbst“ gründet.

Das ist nichts anderes als eine geistige Störung.

Das Gegenteil des Vertrauens ist die Verlassenheit (Imre Kertész)

Dies ist eine Unvernunft, die mit derjenigen vergleichbar ist, die den modernen Geist des Menschen gebär, der sich als Eroberer und Herrscher über die Natur versteht, der Mensch, der am aktuellen Punkt seiner Reise das Ausmaß der von ihm verursachten Katastrophen in der Natur, also *in ihm selbst*, begreift und nun in einen Zustand versinkt, der dem Gefühl der Verlassenheit ähnelt.

Man kann sich dem Lichtkegel des Gleichheitsprinzips nicht entziehen, ohne das Verständnis seines eigenen Wesens einzubüßen, ohne in eine Welt der Simulakren abzurutschen, unter der Herrschaft eines Scheinmenschen, der in seine eigene Geschichte die Allmacht einer geistigen Verwirrung hineinprojiziert, die er für wahr hält, Tag für Tag, und in der Verfolgung, Folter, Unterwerfung, Trennung und Vernichtung Mittel zu einem edlen Zweck sind: Eine zivilisierte Welt, eine Welt Gottes, eine Welt des Guten, eine Welt der Menschenrechte, eine Welt der Fortschritts, eine freie Welt, eine entwickelte Welt, eine Welt voller Überfluss, eine Welt des Friedens.

Wortsimulakren. Silben ohne Bedeutung.

Barbarei ist dort, wo der Gebrauch des Worts sich von der Sorge um den Wahrheitsgehalt löst. Wenn man das Wort Menschlichkeit verfälscht, wird es nicht lange dauern, bis auch die anderen Worte den Abhang der Verfälschung hinabrutschen, allen voran das Wort Wahrheit. Bald verwirrt sich die gesamte Sprache. Der Verlust des Vertrauens in die Sprache ist ein maßgebliches Zeichen der fehlenden Anerkennung der Gleichheit, ebenso der Verlust des Vertrauens in die Möglichkeit, dass teilbare Wahrheiten aus der gewaltfreien Konfrontation des Anderen und des Widersprüchlichen entstehen (ein Zustand, ohne den es unvorstellbar ist, *in gutem Einvernehmen* zu leben).

Mehr noch als die Zensur oder die Herrschaft der Lüge ist etwas noch viel Schlimmeres das untrügliche Merkmal der Tyrannei: Die Gleichgültigkeit gegenüber der Wahrheit.

(An dieser Stelle gilt es, ein wunderbares Abenteuer der Menschheit, der Literatur und der Politik zu feiern – die Übersetzung. Jenseits der offensichtlichen Fremdheit der einen Sprache im Angesicht einer anderen, im Angesicht der Vielzahl existierender Sprachen, gibt es, am Ursprung der Geste der Übersetzung, ein unbegründetes Vertrauen in die Gleichheit, in die Vorstellung, dass jede menschliche Erfahrung, in welcher Sprache sie auch ausgedrückt sein mag, sich in jede andere menschliche Sprache übertragen lässt. Diese Möglichkeit, Vielfalt widerzuspiegeln, lädt dazu ein, über Goethes Begriff der *Weltliteratur* nachzusinnen: Die Kunst der Sprache als Akt des Vertrauens in eine universelle Menschlichkeit.)

In der heutigen Zeit werden in den Bereichen der Wirtschaft und der Politik Rufe laut, die „die Rückkehr zum Menschen“ fordern, oder „den Menschen wieder in den Mittelpunkt rücken“ wollen. Hierbei ist festzuhalten dass es sich, wenn man dem Modell der triumphierenden Wirtschaft Glauben

schenkt, bei dem Menschen um ein kalkulatorisches Element im Selbstkostenpreis der Ware handelt (Karl Marx). Und angesichts der Geopolitik einer Welt, die nunmehr wie ein Theater zum Schauplatz blutiger Kämpfe verschiedener Überzeugungen geworden ist, ist die Darstellung des Menschen tatsächlich passend, bei der die Gleichheit als Prinzip im Verschwinden begriffen ist.

In einer Zeit in der das Aufnehmen von Fremden mehr denn je unter politischer Beobachtung steht, ist es interessant zu beobachten, dass nie die Rede ist von der Kultur des Anderen, der Begegnung mit dem Anderen, der Vermischung mit dem Anderen, dem Respekt gegenüber dem Anderen, der Vielfalt des Anderen, dem Reichtum des Anderen. Und dennoch sind wir aufgefordert, sie zu respektieren, die Völker, die Gemeinden, die Kulturen, die Rassen, die Religionen, die Zeichen der Zugehörigkeit, wenn nicht sogar, sie zu lieben.

Der Nächste ist weder ein Volk, eine Gemeinde, eine Kultur, eine Rasse, noch eine Religion. Er ist nichts anderes als ein gleicher Körper, der sich gleichermaßen in Bewegung befindet.

Man hätte nicht Unrecht, diese Äußerungen, die unter dem Etikett der Toleranz getätigt werden, als Symptome einer Hilflosigkeit und einer Schwermut zu verstehen, die mit der Entfremdung vom Gleichheitsprinzip zusammenhängt, das nun von einem Double verfälscht wird: dem transparenten Anderen.

Man kann in ihnen aber auch die Rückstände dessen sehen, was seinerzeit einen regelrechten Gewissensschub auslöste: Die philosophische, ästhetische und politische Revolution der siebziger Jahre, dieser lebendige, schonungslose und doch friedliche Protest im Geiste der Gleichheit. Es ist kein Zufall, dass sie die archaischen Modelle der Beziehungen zwischen Mann und Frau, Schwarz und Weiß, Lehrenden und Lernenden, Heterosexuellen und Homosexuellen, Eltern und Kindern, Mehrheiten und Minderheiten, die sich auf Autorität, Einschüchterung und Unterdrückung gründeten, auf eine harte Probe stellte.

Es ist verblüffend, wie sehr die Demonstrationen, die diese Revolution ausmachten, unter dem Zeichen des Feierns standen, der Zelebrierung des eigenen Körpers, seines Umgangs mit ihm, wie sehr sie den Akzent auf den erotischen, den poetischen Körper setzten, der Anlass zum Jubel gibt und der tatsächlich Streitobjekt jedes Herrschaftsanspruchs ist. Die Anhänger des *strip protest* hatten dies sehr gut verstanden.

Auf den Wegen der Poesie geht es darum, die Berührung der Gewalt durch die *Berührung der Zärtlichkeit* auszutreiben. Und der *Rock'n'Roll*, der damals diese Aussage transportierte, trug ursprünglich den Namen *Blues*. Was ist der Blues, wenn nicht die Erschütterung des spirituellen Körpers eines Menschen, dessen physischer Körper zu einem stummen Werkzeug herabgewürdigt wurde? Man denke an den Sklaven, der sich von einer winzigen Portion Mais ernährt, von etwas Speck und Salz; von der Hand des Anderen unterworfen, der Peitsche des Anderen, dem Willen des Anderen, dem Geschlecht des Anderen. Die Hand, die Peitsche, der Wille, das Geschlecht sind

Urheber vielfältiger Leiden, klug justiert um einer Ordnung zu dienen, deren Erhaltung und Fortbestand durch *Die Macht* und *Die Herrschaft* gewährleistet wird, zwei Prinzipien einer tödlichen Moral, glorreich ausgeführt von Männern der Kirche und Männern des Gesetzes, eingesetzt durch Verbrecher, die an den Gott der Erniedrigung glauben.

Weil sie aus dem Körper kommt, von dem wir glaubten, er hätte sein Opfer schon gebracht, ist *diese Sache, die wir Blues nennen*, eine heilige Musik. Eine Melodie, die vom Grund der Verlassenheit aufsteigt, in einer Sprache, die von sprachlosen Menschen geschmiedet wurde, die das Wort doch nie verlassen hat, eine Melodie die, durch die bloße Tatsache ihres Vorhandenseins, das Scheitern der Verschwendung des Menschen durch den Menschen voraussagt. Eine heilige Musik, die sich der gesamten Menschheit als eine Feier des Körpers darbietet, die das Wiedersehen mit der Schönheit des von der Scham befreiten Körpers (Jean Genet) verheißt.

Die Menschen, die in dieser Welt eine solche Größe bewiesen – wie hätten sie es geschafft, wären sie nicht von jenem kosmischen Gefühl berührt worden, das man Vertrauen nennt?